

Der Sound Amerikas

Vor hundert Jahren wurde der Blues erstmals auf Platten gepresst. Heute wird an europäischen Festivals die Musik gefeiert, in den USA wird sie als Kulturgut gehegt. Doch nur noch selten findet ein Lebensgefühl darin Ausdruck. **Von Bänz Friedli, Houston**

Wem können die an einem Sonntag in aller Früh so aufgekratzt sein? Nancy und Caroline, zwei Mitfünftzigerinnen, hängen geübelt durchs gestaffelte Radiostudio und singen dann lauthals den Song mit, der gerade über den Sender geht: «I've Been Loving You Too Long», einen Soul-Blues aus Tina Turners frühen Tagen. «Die wohnt doch bei euch drüben?», fragt Nancy und verschickt den Besucher aus der Schweiz gleich in ein Live-Interview, nicht ohne ihm kurz vor Aufleuchten des roten Sendelämpchens noch einzuschüffeln: «Don't drop the F-Bomb!» Will heissen: Das Wort «Fucks» ist tabu. Die Sendung auf Radio KPFT 90.1 heisst «Blues on the Move» und dauert von 6 bis 16 Uhr – volle zehn Stunden lang. Die Moderatorinnen können unterschiedlicher nicht sein. Die pummelige Caroline sorgsam markiert, trägt eine brave Damenfrisur; die schlaksige Nancy gibt sich mit ihrem mädchenhaften Fransen und dem Schläbberpulli als Keil. Eines aber haben sie gemein: die weisse Hautfarbe – wie nahezu alle, die den Blues hegen und dokumentieren. Man kennt sich, ist miteinander vertraut. Hören Lindsay aus Oregon, die das Programm via Web verfolgt, ruf wir jeden Sonntag ins Studio an und verspricht auch heute eine Spende:

Geschichte des Blues

100 Jahre Einsamkeit

Geewis war «Memphis Blues» von William Christopher Handy nicht der erste Blues. Schon in der Pentatonik Westafrikas, woher die Sklaven stammten, klingt Blues an, und Handy schnappte den Sound im Mississippi- und auf dem Treppenabsatz steht, halb einen Blues aufnahm. Seit je vereint diese Musik Party und Politik. Nie war sie explizit, stets schätzte sie sich durch Verschleierung, und wenn sie gegen Sitten und Moral versties, tat sie das chiffriert. Dennoch wird, wer Sonny Boy Williams Provokation «Good Morning, School Girl» von 1937 nie gehört hat, den heutigen Gangsta-Rap nicht verstehen. Blues ist die Wurzel aller Popmusik. **Bänz Friedli**

KPFT 90.1 ist werbefrei und wird von der Hörschaft finanziert. Ein Radiosender der Bewegten und Engagierten, untergebracht in einem barockenartigen Bau in Houstons Eastown Viertel.

An der Tür ruft ein Flugblatt, das den Schwarzenführer Malcolm X zitiert, zum Protest gegen «die wahlose Verhaltnung junger Afroamerikaner» auf. Die Aussenwand ist notdürftig mit einem Brett verschraubt: Jüngst wurde auf Studio geschossen, erklärt Caroline und figt lakonisch an: «Da machten gewisse Leute wohl die Musik wieder, die ihre spielen.» Diese Musik ist: Blues. Offenbar rassistisch angefiedert. Einmal der Sound der Gebetschreien, vor exakt hundert Jahren zum ersten Mal auf Schellackplatte gepresst. «Blues war anfänglich ein Frauentrupp», ruf Nancy an und spielt noch eine Nummer von Bessie Smith.

Biker und Obdachlose

Draussen auf dem Lovett Boulevard hängt an jedem Lichterarm Regenbogenfahnen der Lesben- und Schulbewegung, zwei Rokostützen reihen sich an ein Studio für Cannabisalktherapie. Hier ist das andere Houston zu Hause. Zwei Meilen weiter östlich ragen die verspiegelten Bürostöbe von Downtown in den blanken Herbsthimmel.



Im Schwarzenviertel von Houston betreibt Mr. Gino mit Mr. Gino's Lounge einer wenigen lebendigen Blues-Kneipen in Texas. (2. November 2014)



Am Sonntagabend geht bei Mr. Gino die Post ab. (2. November 2014)



Die Trompete hängt unter der Decke.



Caroline (l.) und Nancy von Radio KPFT 90.1. (31. 8. 2014)

Von Plantagen bis zum Rap



1920

Anfang des 20. Jahrhunderts dominieren Sängerinnen wie Alberta Hunter, Ma Rainey, Mammie Smith und Memphis Minnie den Blues. Sie trugen den Gesang von den Baumwollplantagen in die Clubs.

1948

Einwanderer aus den Südstaaten Alabama, Louisiana und Mississippi elektrifizieren den Blues in Memphis und Chicago zur ersten Tanzmusik, etwa Muddy Waters.

2014

Besonders ausgeprägt klinge Blues im Rap an, etwa bei The Roots, die auf der CD «And Then You Shoot Your Cousin» von den 1970er Jahren erzählen, in denen Schwarze ohne Chance auf eine der Kleinkriminallit zu entkommen.



Leonard Jefferson

Unverschämter breitet sich die viergrößte Stadt der USA aus, klobig, mit breiten Strassen und endlosen Parkplätzen. Texas ist flach und weit. Eine amerikanische Monopol-Metropole auf 1500 Quadratkilometern. Die Reichen sind im Ölbusiness zu Gold gekommen, die Habencichte haben täglich weniger. Downtown, an Werktagen das geschäftige Zentrum, bietet an diesem drückend heissen Sonntagmorgen ein gespenstisches Bild. Die Strassen zwischen den kalten Türmen der Finanzindustrie sind menschenleer. Betinahe. Da und dort lumpen obdachlose Jugendliche – dunkle Gesichter, vergilbte Basketballshorts – und angeln sich Pizazzete aus Müllcontainern. Die Armen, gestrandet in den Glas- und Betonhochschichten der Reichen.

Im «Wildcatter Saloon», einer Musik- und Sportbar ganz im Westen der Stadt, umgeben von Weiden und Heidekraut, wird am frühen Nachmittag palavert und gepafft. Rauchverbot? Doch nicht in Texas, Mann! Hier werde ein Western gedreht, könnte man meinen, aber die Kerle sehen wirklich so aus; jeder mit einem Stetson im Genick, breitbeinig, als wären sie gerade vom Pferd gestiegen; angegriffen sind sie jedoch auf schweren Harley-Maschinen, mit tätowierten Schönheiten im Schlepptau. Es wird Bud Light getrunken, und auf der Bühne spielt der Harmonika-Kämpfe Steve Krase einen athletischen Hochleistungs-Blues, solange die Puste reicht. Im Hauptberuf ist er Senior Vice President einer Erdölfirma, Blues ist sein Hobby. Band und Publikum sind ausnahmslos weiss, die Gitarre jauch, und gewiss ist gegen diesen sexuellen Power-Blues nichts einzuwenden. Ausser, dass Blues hier nicht Ausdruck einer Kultur ist, sondern bloss eine Musikrichtung.

Lieber Volksmusik als Wohlklang

An einem Stand wirbt die Houston Blues Society um Mitglieder. Präsident Gary Lee erzählt vom geplanten Blues-Museum mit Sammelstücken. «Und vielleicht kriegen wir eine Gitarre von T-Bone Walker!» Er bietet Hütchen mit dem Slogan «Keeping the Blues Alive» feil. «Die Lösung gefällt mir nicht», ruf John McMerney, ein pensionierter Softwarepezialist, der für eine Musiker als Agent fungiert. «Denn sie verkündet, der Blues liege im Sterben. Kommen Sie mit! Ich zeige Ihnen den wahren Blues.» Sagt's, und fährt einen an andere Ende der Stadt, wobei sich eine Fahrt raus einmal zwei Stunden dauern kann, um man befindet sich immer noch in Houston. Am Strand, wo die Metropole in Bahnhafen ausmündet, wo sich zwischen Riedgras die Türme der Petrochemie wie Betonruinen der Dämmerung abzeichnen, ist ein windschiefer Holzschuppen mit «Mr. Gino's Lounge» beschriftet. Hier trifft sich sonntags der Fifth Ward, das Schwarzenviertel.

Ein echter *juke joint*, eine Blues-Kneipe aus versunkener Zeit. Eugene Chevis, den alle nur Mister Gino nennen, betreibt das Lokal seit 1973. Herausgeputzt mit Gilet und Fliege, sitzt er an der Registrierkasse, ein verschmierter Barb von siebenzig Jahren, der sein exaktes Alter verschweigt und seinen Aha als Erinnerung an eine Ära trägt, als dieses Friseur ein Statement war: für Black Power und stolzes Aufbegehren. Der kleine Mann ist der Pate des Quartiers. «Well, well, sagt er, es gibt nicht mehr viele Orte im Süden wie diesen hier.»

Vorn fungiert ein älterer Herr namens Leonard Jefferson an seiner Elektroorgel, drei Mikroskope fallen ein, der Sound ist dumpf, aber hier geht es nicht um Wohlklang, sondern um Volksmusik, die nur einfach ertönen muss und die ohnehin zur Hälfte vom Publi-

Mit dem Zwölfaktakt-schema und seinen Harmonien liegt Blues allem zugrunde, was täglich aus unseren Radios tropft.

kum lebt: *Call and response*, das ist das Prinzip des Blues, *Music and dance*. Die Tanzfläche füllt sich, um 18 Uhr 30 ruft der Sänger in die Menge: «Here you get grown folks' music», hier gebe es Musik für erwachsene Menschen, und das ist unterbreitet, der Altersschnitt liegt über sechzig.

Jefferson hebt zu «Memphis Monday Morning» an, beschwört den Schaffner, einen Zug zur Unkehr zu bewegen – die Metapher ist veraltet, der Inhalt aktuell. Wenn Blues privates Liebesleid beklagt, meint er immer auch das Schicksal dessen, der von der Gesellschaft fallengelassen worden. Stets schützt sich der Blues durch Verschleierung.

Kollektive Trance

Ein Kühlhaus war das Gebäude, wie Mister Gino es übernahm. Noch glitzert Isolierfolie an der tief hängenden Decke, bunte Lichterketten blinken. Neben dem Poster einer leichtbekleideten Janet Jackson hängen Jesus-Bildnisse. Frauen trinken Bier aus Bechern, die Männer aus der Flasche, üppige Hüften wogen in hanteligen Leopardenummern. Nun stakst sogar ein Achtzigjähriger im weissen Sakko mit schwarzem Einstecktuch nach vorn, die Band Treppen aus «Shake, Rattle and Roll», laut, ruppig, aber voller Swing. Eine Reminiscenz an die Zeit, als der Rock'n'Roll noch schwarz war und Rhythm & Blues hiess. Jefferson und seine Männer lassen Gospel, Soul und Zydeco anklingen. Blues ist die Wurzel von allem. Die Stimmung nähert sich der kollektiven Trance. Band und Menge verschmelzen, und als der Geis im weissen Kittel ausser sich gerät, sich verrenkt und die hageren Arme in alle Richtungen wirft, kracht der Gitarist von der Bühne: «Pass auf, John, du tanz dich noch zu Tode!»

Genette, eine Dralle um die vierzig, pudert sich alle paar Minuten die Nase. «A hundred years», was das, frag sie, aus Hundert-Jahre-Jubiläum des Blues angesprochen. Es ist ihr egal. Genette ist auf Brautigamsgasse. Dass die Schwarzen hier unter sich sind, hat mit dem Klang nichts zu tun. Die Afroamerican Community und Glaubensgemeinschaften zu tun, aber schlicht auch damit, dass die USA selbst mit einer schwarzen Mehrheit seinen Haus noch immer rassistisch sind. Dass die Afroamerikaner sich in «Mr. Gino's» zusammenrotten, rührt auch daher, dass sie andersorts nur zu willkürlich sind. Man übernimmt eine, die reue Rockin' Deu rufen, das Mikrofön, führt es an einem 30 Meter langen Kabel spazieren, zwingt sich zwischen Decken und Leuchten, kreiert einen stolgen Blues von Schillerer Erotik, und die Leute stecken ihm Dollarmoten zu.

Mit einem selbstbewusst klingenden seinen Harmonien, *Blue notes* genannt, gibt Blues allem zugrunde, was täglich aus unseren Radios tropft. So selbstverständlich, dass wir ihn längst nicht mehr wahrnehmen. Als Tonspur des schwarzen Amerika aber, bei der in jeder Note erduldet Ausgrenzung mitschwingt und die doch dazu dient, diese zu überwinden und eine gute Zeit zu verbringen, so's auch nur für ein paar Stunden – so ist Blues heute nur noch ein weniger Orten zu erleben. Man fühlt sich als einziger Wessler als Eindringling, als der Blues ein unterbrochenes Trinkgeld und stiehlt sich davon ins weiche Hotelbett.